

Till Kinzel*

**Rezension zu Josef Pieper: Religionsphilosophische Schriften (Werke 7).
Hamburg: Felix Meiner 2000, 649 Seiten, 158,- DM, ISBN 3-7873-1227-7**

Ein Band mit religionsphilosophischen Schriften des katholischen Philosophen Josef Pieper (1904-1997) verspricht eine besonders eingehende und eindringliche Auseinandersetzung mit dem das Abendland vielleicht mehr als alles andere prägenden Verhältnis (Gegensatz?) von Vernunft und Offenbarung. Philosophie, die per definitionem – und vor allem nach Josef Pieper – das Ganze der Welt bedenken will und muß, kann sich gerade deshalb nicht davon dispensieren, auch die Möglichkeit der Wahrheit einer sie übersteigenden Alternative, eben der Offenbarung, zu bedenken. Im vorliegenden Band der wie üblich schön ausgestatteten und ansprechenden Werkausgabe des Meiner Verlages sind jetzt zahlreiche Buchstabier-Übungen des sich ausdrücklich als Nicht-Theologen verstehenden Pieper versammelt, die sich dem großen Thema der Religion und der Theologie von verschiedenen Seiten annähern und zum Weiterdenken einladen.

In einem ersten Teil, ‚Weitergabe des Glaubens‘ übertitelt, finden sich Schriften wie die 1936 im Auftrag der Wehrmachtsseelsorge erstellte, dann aber, weil allzu offensichtlich regimekritisch, nicht akzeptierte ‚Christenfibeln‘ („Weder menschliche Bosheit noch Verfolgungen noch die Mächte der Finsternis haben die Kirche vernichten können“). In widriger Zeit betonte diese Fibel das übergeschichtliche Wesen der Kirche, deren Aufgabe die reine Bewahrung der offenbarten Wahrheit ist. Der prägnante Text ‚Über das christliche Menschenbild‘ nimmt seinen Ausgang von der Piepers Werke wie einen roten Faden durchziehenden Lehre des Hl. Thomas von Aquin, nach der es in der Sittenlehre um die richtige Meinung vom Menschen gehe. Dies ist umso erstaunlicher, als gemeinhin das richtige Tun und Lassen wichtiger zu sein scheint und im heutigen *juste milieu* des *anything goes* ohnehin richtige (!) Meinungen über den Menschen nicht mehr gefragt sind, ja die Existenz einer Natur des Menschen selbst vielfach geleugnet wird. Pieper hat jedoch wie wenige in Erinnerung gerufen, daß in der Tat nur ein klares Bild vom Menschen eine Orientierung zu geben vermag, die über bloße Praktizität hinausgeht und im sich beschleunigenden Wandel der heutigen globalisierten Welt zur Stabilität des Individuums beizutragen vermag. Das Ringen um ein richtiges Menschenbild ist im Pieperschen Philosophieren Teil des immer wieder von verschiedensten Seiten aus unternommenen Versuchs, der „wahren Ordnung in der Welt“ gewahr zu werden.

Der zweite Teil des Buches, ‚Praeambula Fidei‘, wendet sich philosophischen Erörterungen der Theologie zu. So wird diskutiert, was der Ausdruck „Gott spricht“ besagt, so wird das Wesen der Theologie eingekreist und ihr Unterschied zur Pseudo-Theologie herausgestellt. Das Thema der Sünde, zumal im Zusammenhang mit dem Problem der Psychotherapie, wird ebenso

aufgegriffen wie das mit der Kantischen Frage „Was darf ich hoffen?“ aufgeworfene Problem der Unsterblichkeit. In höchst konzentrierten und lehrreichen Ausführungen setzt sich Pieper mit der durch protestantische Theologen aufgebrachten Frage auseinander, ob die Unsterblichkeit eine nicht-christliche Vorstellung sei. In allen Darlegungen Piepers, die nie aufgeregt, immer aber eindringlich sind, schimmert das Anliegen der Bewahrung der Tradition durch. Denn erst aus der gelebten Überlieferung, nicht aus bloß theoretisch Angelerntem, gewinnt der Mensch die Maßstäbe, an denen er die gegenwärtig ablaufenden Prozesse unter dem Aspekt des Guten (und nicht nur des angeblich Notwendigen) messen kann. Nicht zuletzt bietet die Überlieferung auch den nach Pieper einzig tragenden Grund für einen strategisch tiefgehenden Widerstand gegen die Furie des Verschwindens. Die Notwendigkeit der Tradition ist in der Einsicht geborgen, man könne auch dadurch zu Schaden kommen, „daß man etwas Unentbehrliches vergißt und verliert“. Denn es verhält sich in der Tat so, wie es der „abendländische Russe“ Wjatscheslaw Iwanow formuliert hat: „Die auf die Weise des Vergessens erschlichene Freiheit ist leer.“ Schließlich finden sich ‚Praeambula Sacramenti‘, in denen Pieper sich mit einer Reihe verschiedener Probleme beschäftigt. Neben Bemerkungen zu Sakramenten und Ausführungen über das, was den Priester ausmacht, stehen instruktive Darlegungen zur sakralen Sprache wie zum sakralen Raum. Das Dasein werde unmenschlich, so die klare Botschaft, sobald in ihm kein Raum mehr ist für „heilige Handlung“ überhaupt, worunter zu verstehen ist, daß die „Verehrung einer absoluten göttlichen Macht in sichtbar-sinnfälliger Feier begangen wird.“ Das Taubwerden für die Sprache des Symbols ist aus dieser Sicht eben deshalb so gravierend, weil dem so taub gewordenen Menschen damit die Fähigkeit genommen ist, die von Gott ausgehenden „heilbringenden Zeichen“ zu verstehen. Von großer aktueller Bedeutung sind Piepers anthropologisch fundierte Darlegungen über „Arbeit – Muße – Sonntag – Fest“, die uns immerhin bedenken lassen, ob es tatsächlich schlechthin ein Fortschritt sei, den Sonntag als weitgehend arbeitsfreien Tag opfern, etwa durch schleichende Unterhöhlung des Ladenschlußgesetzes. Pieper greift auch hier tief in die abendländische Überlieferung zurück, wenn er seine diesbezüglichen Ausführungen an eine Passage aus Platons ‚Gesetzen‘ anschließt, in der davon gesprochen wird, daß den Menschen von den Göttern mit den Feiertagen eine Atempause gegeben wurde. Der völlige und endgültige Verfall des abendländischen Fundamentalbegriffs der „Muße“ ist deswegen so bedenklich, weil er Pieper zufolge zum totalitären Arbeitsstaat führen müßte. Piepers Erinnerung an das alte Verständnis dieses Begriffs hat daher ihren über begriffsgeschichtliche Klärungen hinausreichenden und also tieferen Sinn in der Notwendigkeit des Widerstands gegen die totale Arbeitswelt.

Falls das Abendland sich noch, woran man inzwischen begründete Zweifel haben mag, seiner selbst vergewissern wollte, böten Piepers Überlegungen wertvolle Wegmarken, die uns die *condicio humana* genauer erfassen lehren, zugleich aber auch die Tragik sehen ließen, die in der Verdunstung der Tradition

liegt: „Zukunft ohne Herkunft ist nichtig. Und eine Hoffnung ohne Grund, ohne einen ihr wie auch uns selbst vorausliegenden Grund, könnte ebenso gut Verzweiflung genannt werden.“ Der *Philosoph* Pieper erinnert aber auch daran, daß Verzweiflung, *theologisch* gesprochen, eine Sünde ist, und zwar die gefährlichste aller Sünden.

* Criticon 169 (2001), 70